

dtv

Tim Feldmann trifft sich mit seinen langjährigen Kumpels am liebsten im *Schluckspecht*, seiner Lieblingskneipe, die er vor Kurzem gekauft hat. Leider ist sein Geschäft aber eine wirtschaftliche Katastrophe: Denn außer seinen Freunden und Bardame Jutta bevölkert niemand die düstere Kneipe in Bottrop.

Als Tims Freundin Lisa ein Jobangebot in München bekommt, bricht Panik aus. Keinesfalls will Tim seine Heimat, seine Freunde und seine Kneipe verlassen, doch wie soll er ihr das schonend beibringen? Er schmiedet einen Plan, der zusehends aus den Fugen gerät, und plötzlich muss nicht nur der *Schluckspecht* gerettet, ein Umzug nach München verhindert und ein Konkurrent ausgeschaltet, sondern auch ein drängendes Wellensittich-Problem gelöst werden. Wie gut, dass es Freunde gibt – und Bier ...

*Tobias Keller* wurde 1989 in Oberhausen (NRW) geboren, studierte in Bochum Deutsch und Pädagogik auf Lehramt und arbeitet derzeit als Referendar in Wesel. Nach seinem Debüt ›Morgens leerer, abends voller‹ (21619) ist ›Kommando Schluckspecht‹ sein zweiter Roman.

Tobias Keller

Kommando  
Schluckspecht

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

Von Tobias Keller  
ist bei dtv außerdem erschienen:  
Morgens leerer, abends voller (21619)



Originalausgabe 2017  
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel/punchdesign, München  
Vignette im Innenteil: Monika Köhler  
Gesetzt aus der Sabon 10/12,7  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21686-9

# Prolog

Spätestens wenn man seinen besten Freund vorsätzlich von einer zwanzig Meter hohen Brücke in den Rhein schubst, läuft irgendetwas grundsätzlich falsch. Aber das Leben ist nun mal keine dieser Puddingwerbungen, in denen nichts als die pure Harmonie herrscht. Dort sind die Menschen immer glücklich, sie lachen in Zeitlupe und löffeln zu fröhlicher Hintergrundmusik in ihren Bechern herum, als wäre es einfach das Großartigste auf der Welt, sich diesen dämlichen Pudding in den Mund zu schaufeln. Alle sind super drauf, Familie und Freunde sind beisammen, die Welt ist gut. Ein schonungsloser Schlag ins Gesicht für jeden außerhalb dieses Werbespots. Im Prinzip sind also auch die Medien an meiner Situation schuld, weil sie eine utopische Harmonie vorgaukeln, der man verzweifelt hinterherjagt, bis man feststellen muss, dass sie gar nicht zu erreichen ist. Erst recht nicht mit Pudding.

Ich stehe nur da und runzle die Stirn, als Schlütti in die Tiefe stürzt, mit seinen Armen wild herumruderd und brüllend wie ein brünstiger Büffel. Natürlich hätte es rückblickend niemals so weit kommen dürfen. Es hätte andere Möglichkeiten gegeben, als den eigenen Kumpel über ein Geländer in den längsten

Fluss Deutschlands zu stoßen. Ungefährlichere. Weniger risikoreiche. Aber über den Punkt, die körperliche Unversehrtheit aller Beteiligten berücksichtigen zu können, bin ich schon lange hinaus. Zu viel ist in den letzten Wochen passiert. Ich habe die Welt um mich herum in Schutt und Asche gelegt. Ich habe Menschen betrogen, Beziehungen ruiniert, Existenzen zerstört. Ich habe das Leben von Familienvätern auf dem Gewissen, von Menschen mit Migrationshintergrund, von Frauen, Kindern, Freunden und Wellensittichen. Vor niemandem habe ich Halt gemacht.

Schlüttis Sturz in den Rhein ist mein einziger Trumpf, mein letzter Ausweg, um alles wiedergutzumachen. Natürlich nicht mehr für mich selbst, für mich ist es längst zu spät. Aber die anderen kann ich retten. Und da muss man einfach mal konsequent sein und beste Freunde von Brücken schubsen. Außerdem könnte sich das im Nachhinein ja auch als bahnbrechende Pionierarbeit erweisen. So was erkennt man doch immer erst hinterher. Wenn vor zwanzig Jahren jemand gekommen wäre und gesagt hätte: »Hier, Leute, ich werde jetzt mal eine Internetplattform entwickeln, auf der jeder Depp Fotos von seinem Essen hochladen kann«, dann hätten auch alle erwidert: »Ja, nee, komm. Lass lieber.« Trotzdem haben wir nun Facebook und Instagram und Snapchat und was es sonst noch alles gibt. Die Typen mit den Visionen sind inzwischen steinreich, das hätte doch niemand für möglich gehalten. Und wer weiß, vielleicht ist es bei mir irgendwann genauso. Vielleicht ist es in zwanzig Jahren vollkommen normal, seine Freunde von Brücken in Flüsse zu stoßen, und alle sagen: »Boah,

tolle Idee! Das haben wir alles dem Feldmann zu verdanken, diesem Teufelskerl!«

Dass ich ausgerechnet Schlütti zum Protagonisten meines Masterplans auserwählt habe, mag im ersten Moment wie eine kleine Schwachstelle wirken, weil er sich bereits vor einem Einmetersprungbrett im Hallenbad vor Angst in die Badeshorts macht. Trotzdem musste die Wahl auf ihn fallen und das hat er sich selbst zuzuschreiben. Er trägt schließlich eine Mitschuld an dieser ganzen Misere. Er sollte dankbar sein, ich tue es für ihn. Und für Lisa. Ganz besonders für Lisa. Auch wenn sie noch nichts von dieser Aktion ahnt, ist sie sogar der Hauptgrund für das alles. Manchmal muss man Menschen eben zu ihrem Glück zwingen, und da es sich bei diesen Menschen unter anderem um meinen besten Freund und meine große Liebe handelt, bin ich derjenige, der die Initiative ergreifen und ein gewisses Risiko eingehen muss. Beziehungsweise Schlütti ein gewisses Risiko eingehen lassen muss.

Ich tippel ein paar Schritte nach vorne und blicke über das Gelände, ganz vorsichtig, weil ich mindestens so eine Höhenangst habe wie mein gerade kreischender Freund. Unten im Wasser schwimmt bereits Orgun, nur wenige Meter entfernt vom erwarteten Aufprallort Schlütis. Alles läuft nach Plan. Es wird funktionieren. Es *muss* funktionieren. Und wenn dieser Albtraum vorbei ist, dann kaufe ich Pudding. Bergeweise Pudding. Ich werde auf meiner Couch liegen, löffeln und an die letzten Wochen zurückdenken. An *Kommando Schluckspecht*, an all die damit verbundenen Versuche, mein Leben wieder in den Griff zu

bekommen, und an genau diesen Moment, mein Herzklopfen, die Ungewissheit, die Panik. Und dann werde ich lächeln. Mein Körper wird die Erleichterung spüren, ich werde mich zurücklehnen, fröhliche Hintergrundmusik anschalten, den Becher in Zeitlupe auslecken und denken: Tim Feldmann, du verteufeltes Genie hast es tatsächlich doch noch geschafft!





Wenn es eine Sache gibt, die ein Mann an einem Kegelabend unter allen Umständen vermeiden sollte, dann ist es ein weiterer Gefühlsausbruch. Schlütti kennt dieses ungeschriebene Gesetz und heult trotzdem wie ein kleines Mädchen vor einem geschlossenen Zuckerwattestand. Das geht wirklich zu weit. Ich klopfe ihm auf die Schulter und stelle fünf Fläschchen Jägermeister auf den Tisch, damit er endlich aufhört. Es dauert auch keine Sekunde, bis er sich eines der Fläschchen schnappt, den Verschluss abschraubt und sich die Öffnung an den Mund drückt.

»Ich realisiere das noch gar nicht richtig«, sagt er anschließend und sackt in sich zusammen. »Wie konnte ich mich von Vanessa nur dazu überreden lassen, dieses verfluchte Haus zu kaufen? Jetzt muss ich wirklich an den Stadtrand ziehen ...«

Schlütti starrt mit seinen blutunterlaufenen Augen katatonisch ins Leere, schüttelt den Kopf, hickst. In seinen Mundwinkeln kleben angekrustete Senfreife von seiner Frikadelle, was in mir eine Mischung aus Faszination und Ekel hervorruft. Normalerweise mache ich ihn ja auf so etwas aufmerksam, aber ich möchte im Moment auf keinen Fall Gesprächsbereit-

schaft signalisieren. Das würde nur dazu führen, dass Schlütti immer weiterjammert. Also schweige ich. Ein Blick in die Runde zeigt mir, dass ich nicht der Einzige bin, der keine Lust hat, auf Schlüttis Beziehungsprobleme einzugehen. Auch die anderen sitzen da, richten die Blicke auf ihre halbvollen Biergläser und verhalten sich so teilnahmslos wie Schulkinder, die zum Unterrichtsthema aber auch gar nichts beizusteuern haben. Kein Wunder, an einem Kegelabend hat man schließlich Besseres zu tun, als sich von einem in Selbstmitleid zerfließenden Kumpel die Ohren vollheulen zu lassen, nur, weil er mit seiner Freundin an den Stadtrand ziehen muss. Man will sich viel lieber in angenehmer Atmosphäre betrinken, Spaß haben und im Idealfall Kegelkönig werden. Darum sind wir hier. Jeden Freitagabend, in meiner Kneipe, um unsere Männlichkeit auszuleben. Irgendwann später kümmere ich mich gerne um die Probleme meines besten Freundes, aber aktuell bin ich noch zu nüchtern für solcherart Gespräche. Schlütti nicht. Auf seinem Bierdeckel ist kaum noch Platz für weitere Striche.

»Die ist doch exorbitant bekloppt!«, lallt er und schlägt mit der Faust auf den Tisch, sodass unsere Biergläser an den Seiten überschwappen. Schlütti ist Lehrer und liebt die Verwendung des Wortes »exorbitant«. Es gibt ihm das Gefühl, tatsächlich Akademiker zu sein.

»Ich sag euch eins ...«, schimpft er weiter und kreist mit seinem Zeigefinger unkoordiniert vor sich her. »Frauen sind anfangs ja noch lieb und nett, aber nach ein paar Jahren werden sie fies und dann grausam und am Ende sind sie der Teufel.«

Ich kneife die Augen zusammen und denke nach. Schlütti ist jetzt seit sechs Jahren mit Vanessa zusammen. Wenn ich das hochrechne, habe ich noch zwei Jahre, bis Lisa fies und dann grausam und am Ende der Teufel wird, sollte Schlüttis These stimmen. Ich bekomme eine Gänsehaut und trinke schnell meinen Jägermeister leer, um den Gedanken zu verdrängen. Für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich lachende Einhörner, dann dreht sich alles.

»Ich meine, klar, keine Frage, wir sind jetzt achtundzwanzig Jahre alt. Wir haben feste Jobs, wir sind bald erwachsen. Das akzeptiere ich ja auch alles. Selbst als Vanessa irgendwann etwas von Heiraten und Kindern gefaselt hat, habe ich das hingegenommen. Aber dass die mich jetzt zwingt, an den Stadtrand zu ziehen, das ist, das ist doch ...«

Schlütti bekommt Schnappatmung und seine Gesichtsfarbe nimmt ein Chilischoten-Rot an. Ich wäge ab, ob ich auf ihn reagieren oder einfach aufstehen und kegeln soll. Micha hat mich schon ermahnt und es kostet einen Euro, wenn man vorsätzlich das Spiel verzögert. Er ist so penibel, dass er alle Strafen schriftlich in unserer Satzungsordnung fixiert hat, sodass keine Aushandlungsmöglichkeiten existieren. Ich entschlief mich zu einem Kompromiss und stöhne beim Aufstehen Richtung Schlütti ein mitfühlendes »Wird schon wieder«. Aber mein Freund reißt die Arme hoch, packt mich am Hemdkragen und zieht mich wieder zu sich herunter. Ich sehe reihenweise Äderchen in seinen Augen platzen, wie bei einem Feuerwerk.

»Tim! Stadtrand!«, wiederholt er und krallt sich

tiefer in mein Fleisch. Schmerzen durchzucken meinen Körper.

»Das habe ich jetzt schon kapiert«, sage ich, aber Schlütti sieht mich so an, als hätte ich das ganz und gar nicht.

»Die ist doch bekloppt!«, sagt er. »Ein Reihenendhaus mit Garage und Kiesauffahrt! Und Vanessa interessiert sich neuerdings für Kombis! Dann fehlt doch nur noch eine ›Willkommen-zu-Hause-Fußmatte!«

Schlütti schäumt vor Wut, und bevor ich etwas sagen kann, ermahnt Micha mich zum zweiten Mal wegen Spielverzögerung. Nach unserer Satzung ist bei der dritten Ermahnung der Euro fällig, also reiße ich mich los, grapsche nach einer Kegelkugel und konzentriere mich auf einen Wurf, über den man noch in Generationen sprechen wird. Während ich Anlauf nehme und alle Neune anvisiere, stelle ich allerdings fest, dass ich *doch* betrunken bin und zu den Seiten wanke, als wäre ich auf einem Paddelboot bei mittelschwerem Seegang. Ich schließe die Augen, verlasse mich auf meine Intuition und werfe die Kugel mit der Präzision eines defekten Schlagbohrers souverän in die Rinne.

»Verdammt!«, sage ich und huste.

Micha lacht und schreibt mir zehn Cent Strafe für einen Fehlwurf auf.

»Das ist eine ruhige Gegend und ein wichtiger Schritt für unsere Zukunft«, zitiert Schlütti Vanessas Worte, als ich mich wieder auf meinen Stuhl fallen lasse, »aber das größte Problem ist, dass ich nun gar nicht mehr hierherlaufen kann, wenn ich am anderen Ende der Stadt wohne!«

Ich nicke und Schlütti schüttelt den Kopf. Mit »Stadt« meint mein bester Freund Bottrop, unsere Heimat. Einen kleinen grauen Ort mitten im Ruhrgebiet, der vollkommen ohne Anziehungskraft vor sich hin existiert und allein aufgrund dieser einzigen Eigenschaft unvergleichlichen Charme besitzt. »Hierhin« bezieht sich auf meine Kneipe, die ähnliche Attribute wie die Stadt aufweist und so perfekt in diese Umgebung passt wie ein Kronkorken auf einen Bierflaschenhals. Schlütti kommt fast jeden Nachmittag vorbei, wirft sich auf einen der angeknacksten Barhocker und gönnt sich ein Feierabendbier. Vor einem halben Jahr ist er mit seinem Lehramtsreferendariat fertig geworden, in dem er sich angewöhnt hat, aufkommenden Stress in Alkohol zu ertränken. Und Stress hat man im Lehramtsreferendariat haufenweise. Jeden Tag. Ich warf als guter Freund und Ratgeber ein, dass er noch über dreißig Jahre Lehrer sein werde und er deshalb nicht so früh mit täglichen Kneipenbesuchen anfangen dürfe und wo das denn insgesamt alles enden solle. Aber Schlütti winkte nur ab und sagte, ich hätte ja keine Ahnung, was Kinder heutzutage für Arschlöcher seien. Damit war die Sache erledigt.

Er war vor zwei Jahren auch einer der Ersten, der mir geraten hatte, unsere alte Kneipe zu kaufen. Jürgen wollte nach fünfundzwanzig Jahren dichtmachen und in Rente gehen und all meine Freunde fanden die hiermit verbundenen Konsequenzen mindestens so katastrophal wie ich. Der *Schluckspecht* war schließlich unsere Kneipe, unsere Jugend, unser Zuhause. Mit ihm wäre ein Stück Geschichte und damit ein Stück

von uns selbst gestorben. Es passte einfach, dass ich mir kurz zuvor das von meinen Eltern angesparte Geld hatte auszahlen lassen, das eigentlich als Grundstock für eine eigene Anwaltskanzlei gedacht war. Auf eine Anwaltskanzlei hatte ich nach fünf langen und erfolglosen Jahren Jurastudium allerdings etwa so viel Lust wie Schlütti auf eine »Willkommen-zu-Hause«-Fußmatte. Also machte ich kurzen Prozess, schmiss das Studium kurz vor dem Abschluss hin und rettete mit dem Kauf des *Schluckspecht* den Zufluchtsort meines gesamten Freundeskreises. Viele Studienkollegen und Bekannte reagierten skeptisch auf meine Entscheidung, aber insgeheim wusste ich, dass sie nur neidisch waren. Denn im Ernst: Jeder Mann spielt doch früher oder später mal mit dem Gedanken, eine eigene Kneipe zu besitzen. Und ich habe eben Nägel mit Köpfen gemacht. Ich lebe meinen Traum, während meine Freunde an der Tafel, in der Bank, in Büros oder der Autowerkstatt sitzen und immer das Gleiche machen, nur um in vierzig Jahren in Rente zu gehen.

»Herrgott, Tim! Stadtrand!«

Schlütti holt mich zurück in die Gegenwart, indem er seine Hand um meinen Nacken legt und seine Argumentation wiederholt wie eine Schallplatte mit Sprung. Ich schubse ihn unmissverständlich von mir weg.

»Alter, hör auf!«, sage ich.

Schlütti lässt von mir ab und schluchzt. Kann doch nicht wahr sein, denke ich. Er tut ja gerade so, als würde die Welt untergehen oder als wäre etwas vollkommen Außergewöhnliches passiert. Als wäre Holland Weltmeister geworden oder als hätte Lothar

Matthäus tatsächlich mal mit einer annähernd gleichaltrigen Frau geschlafen. So besonders ist seine Situation jetzt auch wieder nicht. Na und? Dann zieht er halt an den Stadtrand. Bottrop ist nicht so groß, als dass er dadurch von der restlichen Zivilisation abgeschnitten wäre und sich sein gesamtes Leben ändern würde. Er ist weder auf Hilfspakete angewiesen, die von Helikoptern abgeworfen werden, noch muss er eine Woche Urlaub nehmen, um sich bis zum Stadtkern durchzuschlagen.

»Meine Fresse, Schlütti«, mischt sich Knolle ein, »warum hast du Vanessa auch nicht einfach klipp und klar gesagt, dass du nicht wegziehen willst, du Weichei? Du hättest *einmal* in deinem Leben ein Mann sein müssen!«

»Ja, war ich doch! Hab ich doch!«, verteidigt sich mein bester Freund hastig. »Ich habe ihr meine Meinung ganz deutlich gesagt und wir haben geredet und diskutiert und abgewogen und letztlich gemeinsam beschlossen, dass meine Meinung überhaupt keine Rolle spielt.«

Schlütti seufzt, Knolle winkt ab. »Weichei ...«, sagt er.

»Sei froh, dass Vanessa nicht *ganz* aus der Stadt rauswill«, versucht Micha die Wogen zu glätten.

»So!«, sage ich unterstützend und nicke, damit Schlütti mal klar wird, dass er maßlos übertreibt.

»Stadtrand geht ja noch«, kontert Micha, »ich weiß noch, als Steffi damit anfang, dass Bochum oder Essen ja total toll wären, auch als Großstädte und so weiter. Sie meinte, dadurch würde man mal rauskommen aus der gewohnten Umgebung.«

Micha rollt mit den Augen, hebt sein Bierglas und atmet tief durch, als würde ihm rückblickend noch einmal deutlich werden, was für ein Glück er hatte, nicht wegziehen zu müssen. Dabei ist Michas Leben nicht wirklich das, was man als Mann in unserem Alter als »Glück« bezeichnen würde. Er hat bereits in der Grundschule angefangen, sein Erwachsenenleben gründlich zu planen und ist heute sozusagen der menschgewordene Rollkragenpullover. Er fährt Elektroauto, hat früh geheiratet, hat eine sechs Monate alte Tochter und zu Hause rein gar nichts zu melden. Das ist auch der Grund, warum er sich im Kegelerverein um die Strafen kümmert und dafür sorgt, dass alles seine Ordnung hat. Weder in seinem Job in der Bank noch in der Rolle des Familienvaters genießt er Wertschätzung. Also stürzte er sich auf das Amt des Kasenswarts, als letzte Aussicht auf ein Fitzelchen Autorität in seinem Leben.

»Großstädte«, sage ich und schnalze mit der Zunge.  
»Will doch keiner hin ...«

Alle nicken und schlürfen an ihren Bieren. Ich habe Micha nicht oft bewundert, aber damals, in seinem Kampf um seine Heimatstadt, benötigte er mir großen Respekt ab. Seit dem Kindergarten hatte Steffi die Hosen in der Beziehung an, aber wenn Micha einen Plan hat, hat Micha einen Plan. Und der hieß ganz klar: Bottrop. Micha und ich sind uns in diesem Punkt ziemlich ähnlich. Keine Frage, Bottrop ist nicht New York. Die Stadt ist nahezu frei von jeglichen Highlights und es sieht hier im Großen und Ganzen so aus, als hätte der liebe Gott tonnenweise Beton auf die Erde gekotzt. Fast alle, mit denen wir zusammen zur



Schule gegangen sind, konnten nach dem Abitur gar nicht schnell genug weg, schwärmten von Berlin, wollten in Maastricht studieren, international sein, die Welt sehen und das alles. Aber für mich war immer klar: Ich bleibe. Ich liebe es hier. Ich bin hier geboren, ich werde hier sterben. Für viele in meinem Alter der reinste Albtraum, für meine Jungs und mich das Paradies. Unsere Heimat eben.

»Wisst ihr was?«, zerstört Knolle die kurz aufflackernde Harmonie. »Ihr seid *beide* Luftpumpen!«

Mit einem Kopfnicken deutet er zuerst auf Micha und dann auf Schlütti. Eine Kegelkugel rollt zurück ins Sammelbecken und es macht »pock«.

»Ihr seid einfach nur verweichlicht von euren Frauen!«, schimpft Knolle.

»So, Leute, lasst uns doch mal weiterkegeln«, lautet Michas diplomatischer Kommentar, mit dem er Schlütti und sich selbst aus der Schusslinie nimmt. Knolle winkt ab, dreht sich um und macht sich auf die Suche nach einem neuen Opfer. Relativ schnell fällt sein Blick auf Lars, dessen zerbrechlicher Körper während unserer Unterhaltung über dominant-umzugswillige Frauen immer tiefer in den Stuhl gerutscht ist. Lars hatte in seinem Leben noch keine einzige Freundin, sodass er kaum zuverlässige Informationen über das weibliche Geschlecht besitzt, die er in unser Gespräch hätte einbringen können. Die meiste Zeit seines Lebens verbringt er mit Chemiebüchern und Reagenzgläsern. Wenn man dann auch noch seine schmale, randlose Brille betrachtet, durch die seine Augen so groß wirken wie die eines ausgewachsenen Koboldmakis, und die *Star-Wars*-T-Shirts berücksich-

tigt, die er ständig trägt, ist es kaum verwunderlich, dass seit jeher seine rechte Hand und Pornoseiten seine einzigen Freundinnen sind. Knolle kann Lars' Lebensstil nicht nachvollziehen, immerhin wechselt er in einem zweitägigen Rhythmus seine Geschlechtspartner.

»Wie ist das denn bei dir, Lars?«, fragt er. »Will deine Hand auch an den Stadtrand ziehen?«

Knolle kichert und Schlütti guckt so, als wäre es vollkommen unangebracht, seine derzeitige Situation als Quelle des Amüsemments zu missbrauchen. Lars ignoriert Knolles Witz, richtet seine Brille und schütet sich anschließend den Jägermeister in den Rachen. Knolle wechselt derweil das Thema und schwärmt von seiner neuen Affäre. Guter Sex, keine Gefühle, vollkommen unkompliziert.

»Beziehungen braucht doch kein Mensch!«, sagt er, »Hat man nur Probleme!«

Eine kurze Pause entsteht.

»Tim und Lisa nicht ...«, sagt Schlütti dann und in seiner Stimme schwingt eine gehörige Portion Missgunst mit. Knolle zuckt nur die Achseln und steht auf, um das nächste Spiel zu beginnen. Dabei fällt er fast in die Kugelstation.

»Da hat Schlütti immerhin mal recht!«, greife ich den Einwurf auf, weil es ja offensichtlich sonst keiner macht. »Am besten ist, dass Lisa wohl den festen Job bei der Tageszeitung bekommt. Die ist in einer Endausscheidung oder so, und da ist nur noch ihre Freundin Nicole dabei. Ihr kennt die ja, die ist lange nicht so gut wie Lisa!«

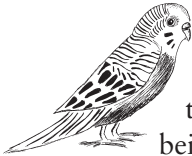
Micha schreibt Knolle zehn Cent Strafe auf, nach-

dem dieser in die Rinne geworfen hat, und Schlütti ist wieder in eine Parallelwelt mit lavaähnlichen Kiesauf-fahrten und menschenfressenden Fußmatten abgedrif-tet. Also ist Lars der einzige potenzielle Zuhörer.

»Gut oder, Lars?«, sage ich und er antwortet mit einem lahmen »Ganz prima«. Anschließend schüttelt er mit seinen Nudelärmchen die letzten Tropfen Jä-germeister aus dem längst leeren Fläschchen.

»Und da verdient sie auch eine Menge Geld«, ma-che ich weiter, »und wir kaufen uns ein Häuschen hier in der Nähe! Dann kann ich immer zur Arbeit laufen und sie wird berühmt und bringt das Geld nach Hause. Besser geht's doch wirklich nicht!«

Dass erst Micha und anschließend Schlütti in die Rinne werfen und niemand mehr auf Lisas Arbeit, mein Privatleben und die Vollkommenheit meiner Zukunftsvision eingeht, juckt mich nicht. Ich kann es verstehen. Mein Leben ist zu perfekt. Damit muss man ja nicht unbedingt angeben. Also halte ich den Mund und trinke zufrieden mein Bier. Dass ich am Ende des Abends insgesamt zweiundsechzigmal in die Rinne ge-worfen habe und Micha Kegelkönig geworden ist, är-gert mich nicht. Alles ist gut. Mit einem Lächeln im Gesicht knipse ich das Licht aus und flüstere ein liebe-volles »Gute Nacht« in den Raum, in dem Schlütti mit dem Kopf auf der Tischplatte so unbeschwert schnarcht, als wären Reihenendhäuser nie erfunden worden.



Thorsten ist heute total scheiße drauf. Er ist einer von unseren beiden Wellensittichen und man könnte meinen, dass man bei einem Vogel nur ganz schlecht die aktuelle Gefühlslage einschätzen kann. Aber ich kenne ihn nun eine gewisse Zeit und merke, wenn etwas mit ihm nicht stimmt. Schlütti sagt zwar, Wellensittiche würden aufgrund ihres ausdruckslosen Wesens viele Interpretationsspielräume lassen und daher dazu einladen, eigene Gedanken und Gefühle in sie hineinzu projizieren, aber ich antworte dann immer, dass er die Klappe halten solle und dass niemand auf der Welt Klugscheißer möge.

Als Lisa und ich Thorsten und Bernadette vor einem Jahr gekauft haben – Lisa, weil sie Wellensittiche mag, und ich, weil mir keine Gegenargumente einfielen –, dachten wir, es wäre schön, wenn noch jemand bei uns in der Wohnung ist. Wegen Einbrechern und so weiter. Für mich war es außerdem eine nette Ablenkung von meinem Jurastress. Ich hatte ja nicht ahnen können, dass Wellensittiche so viel Lärm machen und alles nachplappern, was man sagt. Jetzt, wo ich keinen Jurastress mehr habe, sind sie weniger eine nette Ablenkung als eine permanente Lärmbeläs-